

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 19.

Mittwoch, den 22. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(18. Fortsetzung.)

Roman von Beontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

„Es kann mir niemand helfen, Herr Otto. Und es ist auch weiter nichts mit mir.“

Sie sagte es fast schroff.

Aber er schüttelte den Kopf.

„Als Ihr vor Wochen im schweren Fieber lag, da batet Ihr allweil so sehr, man möchte Euch aimmer zurücklassen zu den Euren. Und demnach müssen sie Euch etwas angetan haben, weil dazumal so eine große Furcht vor der Heimkehr in Euch war.“

„Es war das Fieber damals, weiter nichts. Da redet der Mensch irre und ist seiner Sinne nicht mehr mächtig.“

Sie sagte es kurz und hart, indes ihre Hände zitterten.

Ehe Herr Otto noch eine Antwort fand, trat Brigitte Alvensleben wieder in die Tür, ein kleines Netz mit zappelnden Fischen in der Hand.

„Ich reite nun eilends nach Wolde zurück, Herr Otto. Kommt Ihr mit oder habt Ihr noch zu tun hier? Die Gänse werden sich ja nun ausgeruht haben.“

Sie trat an den Tisch, und ihr Blick fiel auf das Pflaumen, das Otto Malhan dorthin gelegt.

„Ach so, der Wein! Den hätte ich fast vergessen. Davon trinkt Ihr alle Tage ein Schlücklein zur Stärkung, Heilwig. Und dann lasse ich Euch bei nächster Gelegenheit ein einfach Gewand von Frau Gödel mitsenden. Dies schlottert ja um Euer Geheiß. Und überlegt's Euch noch gut, ob Ihr nicht doch lieber zu uns nach Wolde kommt.“

Otto Malhans Kopf fuhr hoch.

„Nach Wolde? Das ist ein feiner Gedanke von Euch, Frau Brigitte. Gleich in den nächsten Tagen holen wir Euch herüber, Heilwig.“

Das Mädchen hatte sich wieder müde auf den Schemel am Herd gesetzt und die Hände im Schoß gefaltet.

„Läßt mich hierbleiben. Denn hier habe ich Stille und Arbeit. Mehr brauche ich nicht.“

Frau Brigitte trat auf sie zu und legte ihr gutmütig die Hand auf den Arm.

„Euch drückt ein stilles Leid, Heilwig. Das hindert Euch mehr am Gesunden als Euer Schulternhieb. Aber ich komme bald wieder, nach Euch zu sehen.“

Damit stampfte sie aus der Tür mit ihren hohen Reitstiefeln. Das Netz mit zappelnden Fischlein in der einen, die lange Reitgerte in der anderen Hand. Da erhob sich auch Otto Malhan. Wie ungeschlüssig blieb er einen Augenblick zögernd stehen am Tisch. Dann trat er rasch auf Heilwig zu.

„So Ihr einen Freund nötig habt, Heilwig — ich will Euch allzeit einer sein — in welcher Not Ihr auch stehen mögt.“

Er hatte sich ein wenig niedergebeugt zu ihr, als er das sagte. Einen Herzschlag lang stand er noch still, als wartete er auf Antwort. Als keine kam, ging er langsam mit schweren, großen Schritten der Frau Brigitte nach.

Heilwig hörte sie miteinander vom Hof reiten.

Dann wurde es ganz still ringsum. Nur über der Wand am Herd sumimte eine verspätete Fliege, die den Winter Schlaf vergessen hatte. Die wunderte sich, daß Heilwig plötzlich die Hände vor das Gesicht schlug und bitterlich weinte.

Weit offen stand die Tür zur kleinen Burgkapelle in Kummerow. Weißes Schnee- und Sonnenlicht von draußen mischte sich mit dem matten, roten Schein der ewigen Lampe vorm Altar. Mit dunkelgrünen Zweigen der Edeltanne hatte Heilwig soeben das bunte Muttergottesbild geschmückt und die großen Wachskerzen zu beiden Seiten des Kreuzes. Denn nun stand ja die heilige Weihnacht vor der Tür, da sollte alles ein festliches Gewand tragen. Heilwig trat ein wenig zurück vom Altar und überlief prüfend ihr Werk. O, sie mußte noch viel mehr Tannengrün bringen, es war noch so fahl und leer in dem kalten, kleinen Raum. Sie trat wieder hinaus auf den Hof, wo die Morgen Sonne blendend auf der glitzernden Schneedecke lag. Aus dem breiten Hoftor schritt sie, den Weg zum See herunter, wo die breitästigen Wettertannen hart am Ufer standen und mit ihren sahnengleichen Zweigen die schneeige Erde segten. In großer, weiter Bläue lag der See, dessen murmelnde Wellen noch keine Eisdede zwang, da der leichte Frost noch nicht mächtig genug dazu gewesen. Heilwig atmete tief und stand lange, lange unten am Ufersteig, der hinausführte zu den plumpen, dunklen Fischerkähnen.

Es waren Wochen vergangen, seit Brigitte Alvensleben nach ihr gesehen. Und in der langen Zeit waren ihre alten Kräfte zurückgekehrt und ihre Wunde nun ganz geheilt. Aufrecht und fest war ihr Gang wieder geworden, wie er einst gewesen, und ihre Wangen hatten die alte Frische und Rosenfarbe wieder. Nur in ihren Augen war oft in unbewachten Minuten ein großes, stummes Fragen — eine grenzenlose Qual und Not, die von heißem Kampf und schlaflosen Nächten sprach.

Denn je kräftiger und gesünder sich Heilwig jetzt zu fühlen begann, desto stärker ward auch das Bewußtsein in ihr, daß sie auf Mittel und Wege sinnen müsse, um nun endlich zurückzukehren nach Rostock. Denn sie gehörte ja nicht mehr sich selber zu eigen. Einem anderen hatte sie durch ihr Wort das Recht zugesprochen, ihr Herr zu sein. Und Elisabeth verzehrte sich vielleicht in grenzenloser Qual und Ungewißheit, wie es nun werden sollte mit ihr. Denn Heilwig allein hatte ja ihr Schicksal in der Hand. Und Heilwig allein hatte ihr Wort gegeben, dies Schicksal zu einem frohen und guten Ende zu führen. Oft, mitten in der Nacht, wenn Heilwig nicht schlafen konnte, was es ihr, als ob Elisabeth vor ihr stünde.

„Warum kommst du nicht zurück, Heilwig — und hältst doch mein Glück in deiner Hand? Sieh, wir alle warten so sehr auf dich. Vor allem mein Liebster und ich und Fridolin Lohart!“

Dann konnte es geschehen, daß Heilwig hochfuhr von ihrem Lager und mit großen Augen hinausstarrte in die Nacht.

„Ich komme ja, Elisabeth, ich komme! O Gott, ich gab ja mein Wort! Aber sonst — was geht mich Fridolin Lohart an? War ich wahnsinnig damals, als ich mich ihm versprach? Was soll ich in der engen, dumpfen Stadt? Soll ich mit ihm in Demmin hinter dem Ladentisch stehen und Tuchballen vermessen und verkaufen? Bin ich nicht eines freien Nordmannes freies Kind? Ist in meinem Blut nicht ein ewiges Rauschen von Wind und Woge und Möwenschrei? O, hab doch Erbarmen mit mir und meiner großen Not! O, laß mich hier in der stillen, dunklen Wasserburg, an deren moosige Mauer der See klopf mit rauher, nimmermüder Hand. Ich will ja auch nichts, nichts weiter vom Leben! Ich will kein eigen Glück und Seligkeit! Ich will verschließen tief, tief in mir, was ich mit Todesangst wachsen sehe von Tag zu Tag. Nur Stille will ich und Vergessenheit! Nur Einsamkeit und Sturm! Sturm, der die Waldbäume peitscht und die Seewellen, daß sie turmhoch gehen! Damit ich darüber vergesse den wilden, gewaltigen Sturm, der meine Seele zerreißt!“

Aber dann kam noch ein anderes Bild zu ihr in der stillen Nacht.

Das war der Ahne. Der sah sie so ernst an und so schweigend — und sagte endlich nur das eine zu ihr: „Worthalten ist nötiger als Atemholen!“

Auch diese letzte Nacht war es wieder so gewesen. Da hatte Heilwig die Zähne zusammengebissen und vor sich hingeliegt.

„Ja, ja — sobald ich Otto Malkan sehe, will ich es ihm sagen, daß ich heim muh. Sofort — sofort! Ob auch das Land und die Heerstraßen bedroht sind von Kriegsvolk überall. Was schiert das mich?“

Und jetzt stand sie unten am See und hatte den Arm voll grüner, schneenasser Tannenzweige. Die dufteten so herb und stark nach Weihnacht und Todesstreu. Heilwig prekte sie an sich und wollte zurück zur Burg. Da sah sie im Jagdwams Otto Malkan auf sich zukommen, gewaffnet mit Hirschfänger und Speer, denn er wollte auf die Spur eines Bären im Hochwald. Sein braunes, schmales Gesicht war hell überglänzt von der warmen Winter Sonne. Oder war es noch ein anderes Licht, das es so hell machte? Er kam mit frohen, frohen Schritten auf Heilwig zu und streckte ihr die Hand entgegen.

„Ei, wie lange habe ich Euch nicht mehr gesehen, Heilwig! Ihr habt Euch in der Zeit schön erholt und seid aufabblüht wie ein Märlein. Hat das die Seelust von Kummerow getan?“

Er merkte in seiner Freude nicht, daß sie blaß geworden war und schwer atmete.

„Und was soll all das Tannengrün, das Ihr da im Arm habt, Heilwig?“

„Es ist zur heiligen Weihnacht für die Burgkapelle,“ sagte sie leise und wollte an ihm vorübergehen.

Aber er vertrat ihr fröhlich den Weg.

„Ihr dürft nicht gar so eilig sein, Heilwig, für die Kapelle ist immer noch Zeit. Fragen wollte ich Euch im Auftrag von Frau Gödel und Brigitte Alvensleben, ob Ihr zum Fest nicht herüberkommen wollt nach Wolde? Dieweil es just die frohen Tage so einsam sei für Euch hier.“

Er stand dicht vor ihr, und seine tiefen, dunklen Augen forschten in ihrem Gesicht.

Sie sah an ihm vorüber und es war etwas Starres in ihren Zügen.

„Ich wollte Euch schon jeden Tag bitten, Herr Otto, nun es mir wieder gut geht, mir zu helfen, daß ich bald heimkomme zu den Meinen. Dieweil sie in Sorge sein werden um mich und ich keine Zeit mehr verlieren darf.“

Er hatte die Stirn in Falten gezogen und gab keine Antwort. Es war, als dächte er nach, was er sagen sollte. Endlich hob er den Kopf.

„Ich sagte Euch schon einmal, Heilwig, daß jetzt kein Reisen sei für Frauensleute. Dieweil das Kriegsvolk alle Landstraßen unsicher macht in Mecklenburg und Pommern.“

Fortsetzung folgt.

Lieber Storch!

Die kleine Marion sitzt bei ihrem Vati auf dem Schreibtischstuhl. Schaut erst ein wenig und sagt dann: „Vati, ich kenn ein Kind, das dich gerne stören mocht.“ Der Vati ist aber gar nicht so dumm und erwidert, auch er kenne dieses Kind, und sein Name, der fange mit dem „Drei-Strichele-Buchstaben“ an.

Das sei gewiß das „m“, meint die Marion, die von ihrer älteren Freundin Herta seit neuestem in die Anfangsgründe der Wissenschaft eingeweiht wird. — Richtig, es ist das „m“. Und mit dem „m“ beginnt die Marion.

„Tia“, sagt sie nun und sieht das Stirnlein in Fältchen. „s is nur wegge'n Storch!“

Da legt der Vati die Feder weg und schaut sein Kind an. Sieht ihm tief in die Augen. Aber die schauen nur bekümmert drein, sorgenvoll, aber gar nicht zweifelnd. Da fühlt der Vati sich beruhigt. Denn er ist gar kein Freund der wilden Kinder. Und er meint überhaupt und überall und ganz im allgemeinen, daß alle Wirklichkeit eigentlich höchst blamabel sei. Und die Wirklichkeit dieser lästigen Gegenwart ganz im besonderen. „Also, was ist denn das nun mit dem Storch“, fragt er die Marion.

„Wir haben nämlich Vati und Mutti gespielt, die Mutti und ich. Und ich bin die Mutti awen und Mutti der Vati. Und Kind is noch feins dagwen. Und da hat der Vati gesagt — natürlich die Mutti, weißt, weil doch die der Vati awen is — da hat der Mutti — Vati gesagt: „Mutti“, hat sie gesagt, und ich bin doch die Mutti awen, also die Mutti, die da der Vati war, hat zu mir „Mutti“ gesagt, und wir müssen uns jetzt um ein Kindel schaun, und da soll ich mal mit'n Storch reden. Und Zuderle aufs Fensterbrett leg'n. Da kommt dann der Storch und schnabuliert, und weil's ihm ja gut schmeckt, da bringt er nach ein Kinderle. Da hab ich gleich das Zuderle . . . Streuzuderle, weißt, Vati, hab ich da gleich aufs Fensterbrett und nun —“

„Ja, hat denn der Storch dann das Kinderle gebracht?“ „Bis jetzt noch net, Vati. Aber . . . wenn nun der Storch net weih, daß wir Vati und Mutti nur gespielt hab'n und er denkt, der richtige Vati hat ein Kinderle bestellt und er bringt nun wirklich ein Kinderle?“

„Ja, wäre denn das so gra, wenn du ein Schwesterchen bekämst. Oder ein Brüdler?“

Da schaut die Marion ernst drein. Man sieht ihr an, daß der Gedanke an die Konkurrenz ihr gar nicht recht gefallen will. „Wo wir doch nur ein Kinderle-Bettchen haben . . .“ sagt sie zögernd. „Und kleine Kinderle machen ja so großen Lärm und loviel kaputti. Ach ja, Vati, des, wenn ich gwüht hätt, daß ihr euch ein neyes Kinderle bestellen wollt, nacha wär ich lieber selber bei'n Storch blieben.“

Der Vati sieht sein ernstlich bedorertes Kind an und möchte gern wissen, was sich in dem kleinen Köpfe jetzt abspielt.

Da sagt die Marion: „Weißt, ich, wie bei'n Storch war, du da hat's mir aber pressiert, wie er kommen is und gefragt hat; Welches Kinderle is jetzt dran? Und welches Kinderle zu'n Vati kommen mag, der's immer bei'n Schreib'n zusehaun lassen mag. Und da hab ich „Ja“ geschrien und bin dann wie'n Storch durch die Luft flog'n. Und der liebe Gott hat mal unterg'shaut und hat ein Engerle gesagt: Du, Engerle, bring mal der Marion ein Bonbon . . . weil doch wir so lange flog'n sind, weißt, Vati. Und so bin ich dann zu euch kommen. Nur weil ich so laut geschrien hab: „Ich bin dran, Storch!“

Und wie sie das erzählt, da glühen ihre blauen Augen. Sie denkt nicht nach, und es fallen ihr immer mehr Einzelheiten von der lustigen Reise ein. Vom Luftballon, in dem der böse Hadschi Bratschi aus dem Bilderbuche saß, und von einem bunten Stern, hoch droben am Himmel, und von zwei Schwälbchen. Aber, was die geredet hab'n, das hat die Marion nicht verstanden.

„Ja“, sagt da der Vati, „das ist ja alles sehr schön und gut. Aber, wenn der Storch nur den Zuder findet, ja dann — dann ist nichts mehr zu machen. Dann —“

In tiefem Ernst sitzt Marion auf der Sessellehne. Sie macht ein Mäulchen und plappert vor sich hin: „Und nur weil's ich net hab erwar'n können. Ich, wenn's mir net gar so pressiert hätt, könnt jetzt, wenn der Storch das neye Kinderle holt, „Ja, Storch“ oder „Ich will jetzt dran sein“ rufen. Und dann käm eben ich erst jetzt zu euch, und kein anderes Kind käm zum Nachtsböselein und zum Vatisstören und zum Mir-Spielsachen zerbrechen. Denn das tun die kleinen Kinder, weißt, Vati?“

Da gibt ihr der Vati den einsigen Rat, der in dieser verlorenen Situation noch helfen kann: Man müsse schleunigst dem Storch einen Brief schreiben, der den Irrtum aufklären soll. Daß alles eben nur Spiel gewesen sei.

Damit ist die Marion sofort einverstanden. Sie nimmt eine alte Zeitung und schreibt auf den weißen Rand eine Reihe i i i und darunter eine Reihe ei ei ei, dann kommt eine Reihe n n n und schließlich lauter m m m m m. Das sind die Buchstaben, die sie schon schreiben kann. Und sie bringt dem Vati den Brief und liest vor: „Lieber Storch, bring mir kein Kinderle. Bring mir lieber eine Puppe. Weil's doch wuricht is. Und weil die Puppen nicht immer ins Betteln machen. Ich schick dir viele Künele und streichele dich, lieber Storch. Deine Marion.“

Der Brief wird aufs Fensterbrett gelegt. Dort liegt er nun den ganzen schönen Nachmittag.

Abends vorm Schlafengehen schaut die Marion nach ihrem Schreiben. Es liegt friedlich neben dem Streuzuder.

Der Storch kommt ja bekanntlich nur nachts, nach Korrespondenz zu fragen. Der Streuzucker nur, der ist nicht recht brav auf einem Häufchen geblieben; nein, der hat sich über das ganze Fensterbrett ausgebreitet. Da spitzt der Vail den Mund, um ihn wieder zusammenzublasen. Heidi, kommt da ein Luftzug daher und verweht einen Teil des kostbaren Zuckers. Und ein paar Körnchen direkt auf Vails Lippen. Mm, der kann lachen. Sooo süß. Aber nein, der Vail verzieht ja seinen Mund und macht brr! Ja, was ist denn...? „Das ist ja Salz!“ sagt der Vail und schaut die Nutzl an und die Marion. Die aber lacht sich halb tot, und dann sagt sie: „Weil er'n noch nicht geholt hat, wie ich's Briesele hingelegt hab', da hab' ich das Zuckerle aufgeweicht und lieber Salzkörnele hingelegt. Wenn der Storch die aufspickt, naha ist er böse auf uns und bringt uns überhaupt kein Kinderle mehr. Wie's ich eben möcht...“ Richard Rieck.

Eine gekränkte Leberwurstgeschichte.

Von Julius Kreis.

Die Leberwurst war mit der Blutwurst verheiratet. — Es hieß allgemein: ein Bund der Liebe. Nur die kleine, dicke, ordinäre, Selchwurst behauptete: „Liebe?! Das i' net lach! Diese 3 Widerwurst'n, diese dürre Leberwurst und der dicke Blunzen! Dieles lastrisierte, schmerzate Frauenzimmer! Kei' — mich dauert nur der arme gute Mann, die Blutwurst! Eine solche Partie! Auf und auf, durch und durch voll Sued! Und sie? Nix als a sad's Glück!“ — Wie halt ordinäre Selchwürste reden.

Die Blutwurst hatte die Leberwurst lieb. „Blunzen“, so hieß der Ehemann in zärtlicher Abkürzung für Blutwurst, so wie man einen Johannes Hansl nennt, Blunzen vergötterte seine Leberwurst. Blunzen war dick, rund, vollblütig, ein wenig schmerzfülliger Sanguiniker, alter guter Wurstschlag — ein bißchen ungeistig — aber dafür — wie sagte die Didgeleschte?: Durch und durch voll Sued. Das gilt in der Wurstmelt mehr als Geist.

Die Leberwurst aber, du lieber Gott — sie war aus der feinsten Wurstmilch — Leber! Ich bitte Sie! Die Leberwurst war durchaus schlank, geistig-ätherisch, hatte als Genionsmädchen sich aus unglücklicher Schwärmerlei zur Marzitt mit geschabtem Rummel vergiften wollen. — Jetzt hielt sie's natürlich mit Rabindranath Tagore, der Marzitt des 20. Jahrhunderts, und als sie schon nach den ersten Wochen spürte, daß ihr Blunzen eine ganz irdische Natur war, banal, ipeidig, wiehig — daß dieser Wurst alles, auch das Höhere Wurst war — da wurde die junge Frau Leberwurst tief unglücklich.

Schmiegte sich der dicke Gatte in pfumper Zärtlichkeit an sie, rüde sie — in ihrem zarten Empfinden beleidigt — weg. Sagte er einen seiner derben Kosenamen: „Schmaderl, molleris, — Krauthafersl, liabs!“ — die Leberwurst war wie eine Mimose — rollte sich zusammen und war beleidigt. Sah der Blunzen einer drallen, feiten Bierwurst wohlgefällig nach, leufzte die Leberwurst schmerzlich empört auf. Der Blunzen konnte sich geben, wie er wollte — die Leberwurst machte ein Gesicht, das sagte immer gekränkt: „O puil!“

Und zur feinen Salami — der einzige Verkehr, den die Leberwurst hatte, schluchzte sie eines Tages: „Ich arme, unglückliche, u—u—unverstandene Wu—Wurst!“

Man kann sagen, was man will: es war eine unglückliche Ehe! Eine Eheirrung! — Und als eines Tages auf seinen des Gatten das rohe Wort fiel: „Beleidigte Leberwurst!“ — da war's aus mit der Fassung.

Die Leberwurst klagte beim Wursttribunal auf Scheidung von Strid und Haten. Die Leberwurst war von jetzt an immer gekränkt. — „De a schmerzate Brill'n“, sagte die Selchwurst höhnlich. „Für die müßt a Mann aus Marzivan sei und net aus Sued und Blut“, und sie äugelte angelegentlich mit dem Blunzen.

Indes — noch bevor die Scheidung kam, nahm der Metzger eines Tages das Ehepaar vom Haten und warf es in den Korb des Wurstochers. „So, Frau'n Stah“, sagte er, „die awoa g'hörn Eanna als Namenstagsbräutli!“ — O Schicksal! Die Leberwurst rollte sich wie im Krampf zusammen. — „Jetzt geht's auf d' Hochzeitstis, unier beleidigte Leberwurst“, sagten die Selchwürste. „Glücklichen Wurstbairn“, riefen sie ihr höhnlich nach.

In der Kuchl sah der Schwofischeekorporal Sebastian Zwieblinger, zwirbelte seinen Schnurrbart und das Kocherl hob die Blut- und Leberwurst eben aus dem Korb heraus über den brodelnden Haten.

„Siehalt, Stah“, sagte der Korporal und tätschelte seinem Schatz die runde Kehrlente, „a lo sollt ma halt amal a lamng'hörn wie der Blunzen und die Leberwurst!“

Als der Blunzen sah, was vorging, sagte er zu seiner Leberwurst: „Geb, Schatz, jetzt in der letzten halben Stund' — ja ma wieder guat! Geb weiter — gib mir no a letz'ts Buhl!“

„Wagen Sie es nicht!“ knirschte die Leberwurst, „ich bin und bleibe eine gekränkte Leberwurst!“

Taurig brodelte der Blunzen in des Hafens Tiefe. Koch einmal veruchte er, sich der Leberwurst zu nähern. — Sie wandte sich schließlich ab. — „In Schönheit herben“ — hauchte sie noch. — Dann hob das Kocherl beide heraus und setzte sie dem Korporal Zwieblinger vor, den Blunzen und die gekränkte Leberwurst.

Der menigte sie mit Gabel und Messer tüchtig durch und ineinander, und so sehr die Leberwurst in ihrer höchsten Not über den Tellerrand weg durchbrennen wollte — es half nichts. Sie mußte eins mit der Blutwurst werden. — Ich

habe Scheidungsklage eingereicht. . . stammelte sie. Aber niemand hörte sie.

„Stah — i woah net, die Blut- und Leberwurst, do awoa mög'n si' heut' gar net vertragen in mein' Wag'n. Geh, tua ma a Stamperl' Zwetichgenwasser her! Mir is net recht extra“, sagte der Korporal Zwieblinger.

Kein Wunder, wenn man eine gekränkte Leberwurst im Magen hat.

Wie man sich denn überhaupt vor unglücklichen Ehen in acht nehmen muß. . .

Der Luftballon.

Von E. Bessch-Krapp.

Das kleine Mädchen sagt zu seiner Mutter: „Ich will einen Luftballon haben. Einen blauen! Ich will einen Luftballon haben!“

Die Mutter erwidert: „Jetzt sei nur endlich still! Du bekommst ja einen Luftballon! Jetzt müssen wir erst zum Metzger gehen!“

Dann gehen sie zum Metzger. Wo die langweiligen Würste hängen. Und wo keine roten und blauen Luftballons sind. „Ich will einen Luftballon haben“, beharrt das Kind. „Du bekommst ja einen Luftballon! Jetzt warte es doch nur ab“, wiederholt die Mutter. „Erst muß ich meine Sachen belorgen.“ Dann gehen sie zum Bäcker, der nur alltägliche Brote hat. Nicht mal Brezeln oder Schmecken. Und draußen fliegen die Luftballons, die wunderschönen blauen und roten Luftballons.

„Ich will einen Luftballon haben“, bettelt das Kind. Es ist nahe am Weinen. „Jetzt bist du still“, mahnt die Mutter. „oder du bekommst überhaupt keinen! Andere Kinder müssen sich doch auch gedulden!“ Und das Kind geht mit seiner Mutter in das Warenhaus an der Ecke, und die Mutter kauft Bänder und Knöpfe und lauter so dumme Sachen. Und draußen fliegen die Luftballons. Die blauen und die roten. Und es wird immer später und immer später. Und der Luftballon kommt nicht. Bloß so dumme Knöpfe und so Sachen!

Das Kind ruft mit einer letzten Verzweiflung: „Ich will einen Luftballon haben. Einen blauen Luftballon!“

Die Mutter sagt: „Ich bin nur froh, wenn du endlich deinen Luftballon hast! Also jetzt komm!“

Und dann bekommt das Kind endlich keinen Luftballon gekauft. Einen blauen Luftballon, den es mit allen Feiern seiner Seele eriehnt hat.

Der Luftballon ist wunderschön, Glänzend, aatglatt, leuchtend. Schöner als alles andere in der Welt.

Aber auf dem Heimweg schon reißt sich der Luftballon auf einmal los. Er steigt hoch und immer höher und verschwindet zuletzt mit einem leilen Knall. In Nichts. Als ein Nichts.

Die Mutter tröstet das schreiende Kind: „Komm, zu Hause hast du ja noch andere Spielsachen, die haltbarer sind!“ Aber das Kind ist nicht zu beruhigen. Die Leute bleiben manchmal stehen und sehen es tragend an. „Sein Luftballon ist ihm fortgerlogen“, erklärt die Mutter und lächelt. Und die Leute lachen auch und gehen weiter. Und die Mutter sagt: „Jetzt hör endlich auf zu weinen! Zubaus bekommst du auch deine neue Puppe zum Spielen.“

Aber was sind alle Puppen der Welt und alle anderen dummen Dinge, wenn man um einen blauen Luftballon weint! Und wer kann das überhaupt richtig verstehen, was es heißt, hinter einem wunderschönen blauen Luftballon zu weinen! Wer kann das verstehen?!

Ach Kind, Kind, es ist schließlich immer das gleiche. Von deinen blonden Locken an bis zu den grauen! Roten und blauen Luftballons sagen wir nach, und wenn wir sie endlich erreicht haben, dann fliegen sie uns nur gar zu oft gleich wieder davon. Und manchmal sehen wir sie überhaupt nur aus der Ferne. Und unsere Tränen darüber und unsere Sehnsucht bleiben einiam und unverstanden wie jetzt bei dir! —

In 100 Jahren.

Gottfried Keller als Zerpelin-Propheet.

Einem Gedicht des sechzigjährigen Voeten und Geisteslehrers Justus Kerner in dem dieser, geangstigt durch die technischen Fortschritte der Zeit (Eisenbahn usw.) das Ende der Poesie vorherzusahe, stellte Gottfried Keller im Jahre 1845 ein Loblied auf den Erfindungsgeist der Technik gegenüber. In den launigen Versen heißt es:

Was deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund tun,
Das seh' ich durch die Elemente
In Gestesdienst verwirklicht nun,
Ich seh' sie leuchtend glüh'n und sprühen,
Stahlhimmernd bauen Land und Stadt
Indes das Menschentind zu blüben
Und singen wieder Ruhe hat.
Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot kam' bergeladen —
Wer möchte da nicht fährman sein?
Dann hög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kranzen schwer,
Und göße langsam meinen Becher
Sinab in das verlass'ne Meer.

Diese Prophezeiung hat sich glänzend und gewaltiger, als der Schweizer Dichter es ahnte, heute erfüllt.

Wo Küssen Sünde ist. Vor einiger Zeit wurde berichtet, daß Rodins Statue „Der Kuß“ bei einer Kunstausstellung in Tokio so große Entrüstung erregte, daß die Statue zunächst mit einem Bambusgitter umgeben und dann aus der Ausstellung entfernt wurde. Der Polizeipräsident von Tokio begründete die Entfernung des Kunstwerkes mit den Worten, daß das Küssen eine unanständige, unreinliche und ungesunde Einführung aus Europa sei, die dem japanischen Volke ganz fremd sei. Tatsächlich ist der Kuß in der Öffentlichkeit in Japan etwas vollkommen Unbekanntes und wird dort als eine ebenso häßliche wie unappetitliche Handlung empfunden. Kein Film kann in Japan gezeigt werden, aus dem nicht vorher die Küssenden sorgfältig entfernt sind. Man vermeidet diesen „Stein des Anstoßes“ dadurch, daß in dem Augenblick, wo sich auf dem Filmbilde die Mänder zu dieser allzu intimen Berührung vereinigen wollen, die Schere ein Stück herauschneidet, so daß die Köpfe in einer angemessenen Entfernung bleiben. Häufig aber sind auch schon Filme aus Japan verbannt worden, weil es unmöglich war, sämtliche Küssenden herauszuschneiden. Die gewöhnliche Art des Grüßes in Japan ist die Neigung des Kopfes. Belehrt man jemanden mit besonderer Auszeichnung oder Herrlichkeit, so kniet man nieder und beugt den Kopf bis zur Erde. Die vertraulichste und herzlichste Gebärde, die Familienmitglieder oder Liebende sich in der Öffentlichkeit zueinander lassen, ist ein leichtes Klopfen auf den Rücken. Diese Liebesbezeugung sieht man aber nur bei äußerst ärztlichen Gatten und bei Verlobten. Eine Umarmung oder ein Kuß wie sie bei uns üblich sind, würde von jedem Japaner als eine schwere Beleidigung und grobe Sünde angesehen werden. Japanische Sittenschriftsteller führen an, daß der Kuß keine natürliche Äußerung der Liebe sei, sondern von den Europäern als eine „niedrige Form des Veranlagens“ erlunten worden. Auch bei vielen anderen Völkern, so bei den meisten amerikanischen Stämmen, den Polynesiern usw., ist der Kuß unbekannt. Als Hauptgrund gegen die Einführung des Kusses in Japan werden neben der „Sündhaftigkeit“ seine Gefahren für die Gesundheit angesehen. Kein anderer Teil des Körpers enthalte so viel Anstedunastoffe wie der Mund, und die Möglichkeit der Übertragung einer Krankheit sei beim Küssen sehr groß. Japanische Ärzte behaupten, daß viele Krankheiten, an denen die Europäer leiden, besonders Erkältungen, durch das Küssen verbreitet werden. Auch bei uns haben sich schon Stimmen gegen den Kuß als eine höchst unhygienische Handlung erhoben, und man bekämpft diese Zärtlichkeitsbezeugungen besonders an kleinen Kindern. Wie dem auch sei — jedenfalls gilt das Küssen in Japan als Sünde, und als Ziel der Hochzeitsreise ist das Land des Mikado europäischen Jungvermählten keineswegs zu empfehlen.

Die Eiche als Königin der Bäume. Eine eigenartige Königswahl unter den Bäumen hat die französische „Gesellschaft der Baumfreunde“ veranstaltet, wie Brousson in den „Nouvelles Littéraires“ mitteilt. Die größte Stimmenzahl erhielt die Eiche, weit mehr als jeder andere Baum; an zweiter Stelle kam die Nichte. Merkwürdigerweise wurde von all den zahlreichen Wählern kein ehbare Früchte tragender Baum ausgezeichnet, sondern nach Eiche und Nichte erhielt Zypresse und Weide die meisten Stimmen. Der Kirschen- oder Apfelbaum, der Birnen- oder Apfelfindenbaum wurden überhaupt nicht erwähnt. Brousson schließt daraus, daß die Baumfreunde Idealisten sind, wundert sich aber darüber, daß niemand an den edlen Lorbeerbaum oder die majestätische Platane gedacht hat.

Gesellschaft u. Mode

Die Stationen der Chereise. Man braucht niemanden über die Bedeutung der silbernen und goldenen Hochzeit zu belehren, aber nur wenigen dürften die Namen der dazwischen liegenden Etappen der Chereise bekannt sein, die in den ersten drei Ehejahren jährlich und in der Folge in immer weiteren Abständen gefeiert werden. Der erste Jahrestag der Hochzeit gibt schon durch die Bezeichnung „Baumwollhochzeit“ zu erkennen, daß man ihm keinen besonderen Wert beilegt. In den folgenden Jahren jedoch wird das Material, das seinen Namen zur Bezeichnung der Ehejubelien herleiht, immer wertvoller. Nach der „Baumwollhochzeit“ folgt im zweiten die „Papierhochzeit“, im dritten die „Lederhochzeit“. Nach dem fünften Jahr wird die „Dolchhochzeit“, nach dem siebenten die „Wollhochzeit“ gefeiert. Der zehnte Jahrestag trägt den Namen „Seidenhochzeit“, der zwölfte heißt „Kristallhochzeit“, der fünfzehnte „Porzellanhochzeit“, der fünfundsiebzigste „Silberhochzeit“. Nach dreißig Jahren der Ehe wird die „Perlenhochzeit“, nach vierzig Jahren die „Rubin-“, und nach fünfzig Jahren die goldene Hochzeit gefeiert, während im sechzigsten Jahr die Diamanthochzeit begangen wird. Über diese letzte herrscht indessen viel Unstimmigkeit. Während die einen die Diamanthochzeit nach dem sechzigsten Ehejahr und die eiserne im 75. gefeiert wissen wollen, sprechen andere erst nach Vollendung des fünfundsiebzigsten Ehejahrs von der diamantenen Hochzeit.

Die türkische George Sand. Unter den geistigen Führern der jungen Türkei nimmt seit einigen Jahren eine Frau eine hervorragende Stellung ein. Als die Jungtürken in Konstantinopel vom Sultan die Verleibung einer modernen westlichen Konstitution erzwangen, als Europa begann, sich für das Sein und Werden des „kranken Mannes“ am Bosphorus zu interessieren, da hörte man oft den Namen der schönen Frau Chalide Edib Hanum. — Man könnte sie die türkische George Sand nennen, diese interessante, gefühlvolle und geistreiche Frau, die dem jungen türkischen Schrifttum bereits eine Fülle vielgelesener und anregender Romane bescherte, wenn dieser Vergleich das weite Tätigkeitsfeld der vielseitigen Türkin nicht beeinträchtigen würde. Denn Chalide Edib Hanum ist nicht nur Schriftstellerin, sondern auch Diplomatin und eine der eifrigsten Vorkämpferinnen der kulturellen Emanzipation der türkischen Frau. — Vor kurzem wurde in Konstantinopel ein Komitee der türkischen Frauen gebildet, das der Nationalversammlung demnächst einen Vorschlag zu einer grundlegenden Reform des veralteten Familiengesetzes vorlegen soll. — Chalide Edib Hanum ist die Präsidentin dieses Komitees, das berufen ist, das türkische Eherecht dem des zivilisierten Westens anzupassen.

Reise u. Verkehr

Die Deutsche Verkehrs Ausstellung München 1925. Die Vorbereitungen zu der von Juni bis Oktober 1925 in München stattfindenden großen Deutschen Verkehrs Ausstellung sind im vollen Gange. In der Erwägung, daß das deutsche Verkehrsweesen der wichtigste Faktor beim Wiederaufbau unserer daniederliegenden Wirtschaft ist und nur durch ein auf der Höhe stehendes Verkehrsweesen die Gesundung unserer Volkswirtschaft und der Wiederaufstieg des deutschen Volkes herbeigeführt wird, wurde die Erhebung der Deutschen Verkehrs Ausstellung München 1925 trotz der wirtschaftlich schlechten Zeit ins Auge gefaßt und in Angriff genommen. Heute zeigt es sich bereits, daß dieser leitende Gedanke Gemeingut aller in Frage kommenden Interessenten und Industrien geworden ist, die sich zur Bekleidung der Ausstellung rüsten. Die Ausstellung soll nicht nur den Besuchern den neuesten Stand der Verkehrstechnik, den Zusammenhang zwischen Verkehr und Wirtschaft und deren Zusammenwirken zeigen, sondern auch Gelegenheit geben, verloren gegangene Geschäftsverbindungen wieder anzuknüpfen und neue zu schaffen. Werden von den in Frage kommenden Industrien in der Deutschen Verkehrs Ausstellung ihre Erzeugnisse ausgestellt, so dürfte der Aufwand hierfür durch den Abatz reichlich gedeckt werden. Mehr als die finanziellen Fragen bedeutet aber der hohe kulturelle und nationale Wert, der in der Durchführung der besten deutschen Erzeugnisse liegt. Es werden nur Ausstellungsobjekte zugelassen, die von hervorragenden Fachleuten auf ihre Qualität und technische Vollkommenheit geprüft wurden. Auszeichnungen, Diplome oder Ehrenpreise werden nicht verteilt. Die Aufnahme in den Katalog soll als höchste Auszeichnung gelten. Für die Ausstellung von Eisenbahnfahrzeugen ist die Beteiligung so groß, daß eine Erweiterung des Ausstellungsgeländes in Aussicht genommen ist. Es stehen 3800 Meter Rollspur- und 500 Meter Schmalspurgleise zur Verfügung. Ein Gleis wird voraussichtlich für die Durchführung von rollendem Material im Betrieb freigehalten. Der Stand der Anmeldungen für die Gruppe Binnenschiffahrt hat zu einer Gliederung nach den Hauptstromgebieten, Rhein, Donau, Elbe, Weser, Oder geführt. Der Verband zur Wahrung der Rheinschiffahrtsinteressen ist auf Grund seiner früher gegebenen Zusage für die Abteilung „Rhein“ bereits sehr tätig. Die Verhandlungen mit dem Reichsverband der deutschen Automobilindustrie und dem Allgemeinen deutschen Automobilklub (A. D. A. C.), dessen Sportpräsident, Herr Architekt Brudmayer, die Leitung der Gruppe Kraftverkehr übernommen hat, machten weitere Fortschritte. Voraussichtlich wird für die Gruppe Luftverkehr eine eigene Halle in der Arena der Ausstellung errichtet werden, um den Bedürfnissen dieser interessanten Gruppe an Raum gerecht werden zu können.

Luftverkehr. Während in England und Amerika schon seit einiger Zeit Großflugzeuge mit einem Fassungsvermögen von 12 Personen verkehren, konnte in Deutschland bisher infolge der Bestimmungen des Pariser Vertrags nur ein Verkehr mit sechsstelligen Junkers-Ganzmetall-Limousinen geboten werden. — Nun ist es aber der Forschungsabteilung der Junkers-Werke gelungen, ein Flugzeug zu bauen, welches im Rahmen der Bestimmungen des Pariser Vertrags bleibend, dennoch die Beförderung von 12 Personen ermöglicht. — Dieser Typ, eine 12stellige Ganzmetall-Limousine der Junkers Flugzeugwerke in Dessau wird zuerst im Flughafen Fürth erprobt und zeigte schon bei den ersten Versuchsflügen so hervorragende gute Flugeigenschaften, daß in kurzer Zeit mit dem Bau solcher Flugmaschinen begonnen werden kann. — Außer der bewährten Wirtschaftlichkeit der Junkers Konstruktion, bietet dieses Flugzeug große Bequemlichkeiten für die Fluggäste, und eine Geschwindigkeit von 140/170 Kilometer in der Stunde. — Man hofft dieses Großflugzeug auf den großen internationalen Fluglinien der Trans-Europa-Union schon im Frühjahr nächsten Jahres einzustellen und so dem Luftverkehr ein Beförderungsmittel auch großer Passagiermengen zu geben.